

tike und des Mittelalters, die sich vor allem in seinem dramatischen Schaffen niederschlägt. Die zeitbedingte religiöse Polemik, wenn auch meist auf Milde und Belehrung gestimmt, kommt nicht zu kurz – so etwa 1527 in den Vierzeilern der Holzschnittfolge „Wunderbare Weissagung vom Papsttum“. Viel Lob auf den Glanz des Reiches und die Tüchtigkeit des Nürnberger Magistrates klingt in Sachsens Gesängen auf; der Dichter ist ein tief in den geheiligten Traditionen seiner Zeit verwurzelter Mensch.

Der erste Folioband seiner gesammelten Werke erschien 1558; vier weitere, zum Teil posthum, sollten folgen. 1562 besaß Sachs eine Bibliothek von über 100 Bänden – ein für damalige Verhältnisse beachtlicher Umfang. Was er daraus las, ward ihm zum Gedicht, gleichviel, ob die Mentoren Homer, Livius oder Ovid hießen. Antikes Vorbild verrät auch seine „Eigentliche Beschreibung aller Ständ auf Erden“ von 1568. Mehr auf mittelalterlichen Quellen fußen seine Schwänke und Schelmenstreiche. Till Eulenspiegel, der berühmte Spaßmacher aus Mölln, ist hier einer von Sachsens geistigen Ahnherrn. Ob alte Übersetzungen aus dem Lateinischen, ob Flugblätter, Bilderbögen oder mündliche Erzählungen, die ihn fesselten und literarisch anregten: Immer hat Hans Sachs seine Vorlagen gründlich studiert und verarbeitet, ehe er selbst zur Feder griff. Im Gleichgewicht mit seinen weltlichen Themenkreisen hielt sich seine Fruchtbarkeit in der Verarbeitung religiöser Stoffe: Zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten wartete er stets mit neuen Preisliedern der Heilsgeschichte auf, und sein gesamtes geistliches Lebenswerk läuft fast auf eine Versifizierung und Belletrisierung der ganzen Bibel hinaus.

Was aber ist geblieben? Die Nachwelt hat es in der Beurteilung mit dem Meister recht unterschiedlich gut gemeint. Die höfisch-akademisch bestimmte Geistigkeit des Barocks und der Aufklärung wußte wenig mit ihm anzufangen, und so war der Schusterpoet denn einige Jahrhunderte lang verfermt oder vergessen. Kein Geringerer als Goethe war es, der Sachsens literaturgeschichtlichen Stellenwert aufs neue erkannte und von dem Meister aus Nürnberg manche Anregung übernahm. Weniger mit ihrem Verständnis, als mit ihrer Begeisterung wandten sich Biedermeier und Romantik dem Sachs'schen Erbe zu. Lortzings gemütvoller Oper „Hans Sachs“, die den echten und soliden Qualitäten Sachs'scher Dichtung das hohle Wortgepränge von Eobanus Hesse gegenüberstellt, qualifiziert diesen verdienstvollen humanistischen Gelehrten ungerecht zum eitlen Laffen ab. Vergleichsweise etwas ernster zu nehmen als Denkmal Sachs'schen Nachruhms ist Wagners Melodrama „Die Meistersinger zu Nürnberg“, mag es auch der Verherrlichung der bürgerlichen Stadtkultur des 16. Jahrhunderts reichlich zu viel Glanzlichter, und dabei einige grundfalsche aufsetzen.

Wenn die Stadt Nürnberg das Jahr 1976 dem Gedenken an den vierhundertjährigen Todestag ihres großen Sohnes gewidmet hat, so ist dies auch eine Rückbesinnung auf ihr eigenes, geschichtlich gewordenes Wesen: so, wie es sich in der seligen Wiederentdeckungsfreude der romantischen Dichter Thiek und Wackenroder, in den beschaulichen Bildern Johann Adam Kleins, Karl Kappels und Christoph Wilders und, wenn auch bedingt, in der historizistischen Feierlichkeit der Gemälde von Paul und Lorenz Ritter spiegelt. Und so, wie es seine Bauten und Denkmale auf uns gebracht, und wie es uns das Walten unserer derzeitigen Kulturverantwortlichen in den harten Jahren des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg erneut geschenkt hat.

Fotos: Hauptamt für Hochbauwesen Nürnberg

Weihnachtsansprache vor einem kleinen Kreis fränkischer Künstler

Liebe Freunde,

wieder sitzen wir zusammen und feiern das Weihnachtsfest und ich bin es in diesem Jahr, der Euch ein paar Gedanken dazu sagen soll. Als ich mir das durch den Kopf gehen ließ, fielen mir drei Begriffe zu und um diese drei Wörter will ich ein paar Gedanken spinnen.

Da ist einmal das Wort „Stall“. Damals, in der ersten Weihnacht, kam aus dem Dämmern eines Stalles das Lächeln des Kindes zu den Menschen. Dieses Lächeln war flankiert von der Liebe der Mutter und dem starken Herzen eines Mannes. Und wir vergessen auch nicht die Kreatur, die in Gestalt eines Ochsen und eines Esels die Lebenstumbheit personifizierte. Das Lächeln des Kindes, das Lächeln des Lebens und der Hoffnung wurde geboren in der Armeligkeit des Stalles.

Gold und Talare
legen wir
zu Deinen Füßen nieder.
Wir sind Gäste
und nur für eine Weile
ist es uns gegeben,
Dein Lächeln zu bewundern
und zu ergründen –

Der Stall der Demut
hat uns
aus der Erdschwere
emporgehoben –
ein wenig nur,
doch soviel,
daß wir durch die Fron der Tage
das Schimmern der Kunst
erkennen dürfen.

Da ist zum andern das Wort „Wärme“. Ich meine dieses Wort in seinem umfassenden Sinn, in der ganzen Breite, angefangen vom blubbernden Brand des Ofens in der Ecke über die Haut-an-Haut-Strahlung bis hin zur stillen Herzenswärme, die aus einem behutsamen Wort, einer helfenden Geste, einer guten Handreichung strömt. Ist das Kind in jener Weihnacht hineingeboren worden in eine kalte, in eine eisige Welt oder umgab es nicht von allem Anfang an der bergende Mantel der Mutter, die knisterwarmen Strohhalme, das milde Lied der Hirten, die aus der Winternacht herbeigeeilt waren, weil es Hirten immer zum Feuer und zum Licht drängt?

Wir tragen nur einen Stecken
in der Faust.
Karg ist unser Brot
und ein cholerischer Wind
zaust an unseren Flickern.
Unsere Lämmer frieren –
Drüben
auf der anderen Seite,
auf der anderen Seite des Tales
glimmen die Steine.

Wir sind ratlos.
Doch da umweht uns ein Hauch
und wir stapfen durch die Nacht,
über Geröll
und durch dornige Hecken
zur warmen Wiege –
dort singen wir unser Lied.

Und da ist zum dritten das Wort „Frieden“. Das ist ein verheddertes Wort. Wer hat nicht schon an ihm herumgeruckt und herumgezerrt, wer hat es nicht schon in seine Truhe versteckt und es dort verschimmeln lassen? Frieden? Brachte uns jene Weihnacht vor bald zweitausend Jahren den Frieden, wie es in der Botschaft heißt? Wie schnell brennt uns ein „nein“ auf den Lippen und wir denken an all die Verwirrung und den Hader und den Kampf und das Leid. Frieden? Ist das ein Wort, das unseren Lebenshorizont aufhellt, das eine Nebelwand durchstößt und uns in der Ferne einen azurblauen Himmel ahnen läßt?

Wenn wir den Menschen ausloten könnten, wenn wir alles wegräumen, was sich da angehäuft, aufgetürmt hat im Laufe eines langen oder kurzen Lebens, vielleicht fänden wir den Frieden in seinem Innersten.

| | |
|---|--|
| Wir bauen einen Steg aus Filigranen, Rücken an Rücken. | Wenn die Blätter der Herbstes verweht sind, |
| Unter uns jault die Meute. | hebt sich aus dem Stroh |
| Sie zimmert ein schiefes Gerüst und kleckst ein arges Bild | eine kleine Faust – |
| und fidelt ein leeres Lied – | Seid ganz still, |
| Wir rufen durch die hohle Hand, aber | liebe Freunde: |
| sie hört uns nicht. | Wir hören die Harfe ... |

Bernhard Saran

Dürer zur Berufsausbildung Jugendlicher

Ein Rückblick auf Vergangenes krankt zwar immer daran, längst Bekanntes ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber dabei regelmäßig das Klagegedicht über den Verlust an historischem Interesse anzustimmen, bedeutet meist auch zu übersehen, wie dieses an exemplarischen Verhaltensmustern zu reaktivieren sei. Häufig lohnt sich jedoch ein solcher Versuch.

Unsern Dürer, fasziniert von seiner Erfahrung in der überlieferten Handwerkskunst des Messens mit Zirkel und Richtscheit, trieb der ihm eigene, wissenschaftliche Forscherdrang, sein Können und seine mathematische Begabung auch in Schriften zu erproben, die in erster Linie der heranwachsenden Generation Richtschnur und „Lehre“ sein sollten. Lehre in des Wortes doppelter Bedeutung als „Tätigwerden“ in der Werkstatt und als „Belehrung“. Wichtig ist hier jedoch nicht so sehr deren sachliches Was, als vielmehr das persönliche Wie. Denn die Ausdeutung seiner Proportions- und Perspektivlehren ist allbekannt und nachgerade überstrapaziert.

Schon die Auswahl der Lehrlinge nach Begabung bedenkt Dürer, wenn er deren Konstitution beachtet wissen will: ... *daß man des Jungen Geburt acht soll haben und unter welchem Zeichen* (= Sternbild), um daraus im Sinne der überkommenen Komplexionslehre auf die körperliche und geistige Veranlagung zu schließen. Er fordert also: ... *daß man seiner Gestalt und Gliedmaßen des Temperaments halben bedenke*. Dieser Art Eignungsprüfung folgt der Anspruch, wie man ... *ihn zu der Lernung anfänglich unterweisen soll* ... und die Frage danach, ... *ob mit gutem Lob oder Scheltung der Knab am besten zu lehren sei*. Unsere heutige Schulpsychologie erscheint hier auch nicht mehr ganz so frisch, wie sie tut, wenn bereits damals ein einsichtiger Mann

Selbstbildnis Dürers
aus seiner Wanderzeit um 1492



Jugendlicher Geselle mit den
Gesichtszügen Dürers vor einem Richter
(Pilatusfigur?), ebenfalls um 1492



vorschreibt: ... daß der Knab in Lust zu lernen behalten werde und (man) ihm nicht überdrüssig mache. Selbst die seelische Hygiene kommt zu Wort: *Ob sich der lung zu viel übe, und wenn, ihm die Melancholie über Hand mocht nehmen, solle er durch kurzweilig Saitenspiel davon gezogen werden.* Zynisch modern ausgedrückt heißt das doch, mittels „Musikberieselung“ die „Arbeitslust“ anzuregen und dem Überdruß abzuhelfen – also die Produktion des Gewinnes wegen zu steigern, heute beileibe aber nicht aus sozial-ethischen Gründen.

Ein bekannt kurzer Satz aus Dürers Familienchronik enthüllt den tieferen Ursprung seiner Forderung nach einem guten „Arbeitsklima“. Sein Vater hatte ihn drei Jahre in die Lehre bei Wolgemut versprochen; da lernte er zwar durch Gottes Hilfe mit Fleiß, aber ... *ich viel von seinen Knechten leiden mußte.* Noch nach vierzig Jahren gedenkt er dieser bitteren Erfahrung – er schrieb sie erst 1523/24 nieder – und sie mag der Anlaß gewesen sein, es nicht nur selbst seinen Schülern gegenüber anders gemacht zu haben, sondern auch von Anbeginn an auf Besserung zu sinnen. Den Knaben zur Gottesfurcht anzuhalten, bleibt selbstverständlich; der Gedanke, im Gebet die Gnade des Scharfsinns („Subtilität“) zu erleben, wirkt echt Dürerisch. Auch dies: Man solle den Jungen zum Maßhalten in Essen und Trinken und Schlafen anhalten und ihm einen heiteren und ruhigen Wohnraum geben. Schließlich verlangt er ausdrücklich: ... *daß er behütet werde vor fraulichem Geschlecht, keinesfalls solle er mitsammen wohnen, damit er Keine bloß sehe oder angreife, dem kein Ding schwächt mehr die Vernunft denn Unlauterkeit.*

Wir wissen zwar, daß Dürers Forderungen aus dem literarischen Italien des Quattrocento stammen, aber was besagt das schon, wenn nicht eigene Erfah-

rung dazu vorhanden gewesen wären. Es genügt z. B. der Hinweis auf die Kette der Nürnberger Fastnachtsspiele des 15. Jahrhunderts, worin Essen und Trinken, das Sexuelle und Fäkale die Hauptinhalte bildeten (Catholy). Und schließlich kennen wir den Meister selbst als lebenshungrig, fast genußsüchtig. Der Freund Beheim schreibt an Dürers Intimus Pirckheimer: *Weil Venus sich im Hause Merkurs befindet, ist er ein talentvoller Liebhaber ... Weil aber sich Venus dem Monde zuwendet, begehrt er viel Frauen usw.* Bislang hat man die Frage nach des Mannes Dürer kreativer Potenz nur in Nebensätzen aufgeworfen, obwohl er doch, hätte er sie nicht rational-selbstkritisch sublimiert, niemals das geworden wäre, was er nun einmal ist: Ein Genie an Leistung, Arbeitskraft und künstlerischer Reflexion, das aus der neuen Humanitas heraus zu handeln, zu gestalten und zu schreiben ein Leben lang sich verpflichtet fühlte.

Gehen wir unter diesen Aspekten nochmals zu seinen Anfängen zurück, so muß es für ihn geradezu eine Erlösung gewesen sein, aus der Enge und Strenge des Elternhauses und einer brutalen Arbeitsatmosphäre innerhalb der Malerwerkstatt in die freiere und mildere Luft von Basel und Straßburg zu kommen und hier seine eigene Gestaltungskraft langsam zu erproben. So zeichnet er sich denn auch in einer Unzahl von Rißen zu Illustrationen vornehmlich weltlicher Themen frei, baut darin eigene Beobachtungen und Studien zu menschlichem Verhalten ein. Aber nicht nur im Handgelenk wird er locker, sondern anscheinend auch im Wesen. So bezeugt das Blatt mit einem „Liebespaar“, dessen männlichem Teil der junge Geselle die eigenen Züge lieh, ganz neue Gefühle und reiht es damit in die lockeren Geschichten der Komödien um das „Mädchen von Andros“ oder den „Eunuchen“ des Terenz ein. Man hat auch bei seinen gezeichneten Mädchengestalten immer wieder das Gefühl, als schimmere irgendeine „Liebe“ durch.

In denkbar größtem Gegensatz steht dazu jenes als „Greis und Jüngling“ bezeichnete Blatt, dessen flau typologische Überschrift dem Ernst des flehend knieenden jungen Wandersmann nicht gerecht wird. Zunächst könnte der gut zwei Drittel der Zeichnung ausfüllende, richterlich Sitzende als ein Pilatus aus einer Verurteilung Christi anzusprechen sein; das umso mehr als hinter ihm ein Waschbecken angedeutet ist und Zuschauer zum Fenster hereinlugen. Aber was hat damit der starr geradeaus blickende, verschüchtert an den Rand gequetschte, nur halb sichtbare und auf einen schmalen Vordergrundstreifen beschränkte Geselle zu schaffen? Beziehungslos gegeneinander abgesetzt, muß trotzdem eine innere Verbindung zueinander bestehen, denn umsonst hat Dürer sich nicht im Knienden abgebildet.

Traumgesichte hat er gern dargestellt: So im Stich mit der Erscheinung einer nackten (!) Frau vor dem Schläfer hinter dem Ofen. Wäre es da so abwegig, die frühe Zeichnung als geträumte Abbitte für Leichtsinn und Leichtfertigkeit zu deuten? Zudem wissen wir aus Gedichten, wie skrupulös noch des reifen Mannes Gewissen war. Um das Rätsel um die Zeichnung noch etwas mehr zu entschleiern, muß man sie mit dem berühmten Erlanger Selbstbildnis und dem von ihm abhängigen Karlsruher Schmerzensmann zusammensehen. Dann gewinnt man den Eindruck, als ob die Seelenqual eines Augenblicks sich in dem Erbärmdebild widerspiegeln. Ist dieses nun die Lösung seelischer Probleme in Richtung auf eine „Imitatio Christi“ (nach Thomas a Kempis)? Unmöglich wäre dies nicht, denn die Wendung zur Innerlichkeit ist unverkenn-